

Predigt am Sonntag, 16. August 2020, 10. So. nach Trinitatis, Markus 12, 28–34

Pfarrer Tilmann Haberer

Was ist das Wichtigste am Christsein?

Liebe Gemeinde, ich denke, die allermeisten Christen würden, wenn sie eine Umfrage auf der Straße beantworten sollten, spontan sagen: die Nächstenliebe. Und das ist ja auch nicht verkehrt. Es ist aber nur die Hälfte.

Manche würden vielleicht antworten: Das Wichtigste ist das Doppelgebot der Liebe, und damit kämen sie der Sache schon näher.

Aber auch das ist noch nicht alles. Als Jesus gefragt wurde, welches Gebot das wichtigste von allen sei, antwortete er mit einem Glaubensbekenntnis, mit dem Glaubensbekenntnis seines Volkes, seiner Religion. Er zitierte damit aus der Bibel, aus dem hebräischen Teil der Bibel, der für die Juden wie für die Christen als heilige Schrift gilt, eine Stelle aus dem 5. Buch Mose. Es ist das sogenannte Schma Jisrael, das ist Hebräisch für „Höre, Israel!“ *Schma Jisrael, adonaj elohejnu, adonaj ächad.* Höre, Israel: Der Ewige ist dein Gott, der Ewige ist einer.

Wer mit dem Wortlaut der Bibel vertraut ist, dem wird vielleicht aufgefallen sein, dass ich nicht gesagt habe: Der Herr ist dein Gott. In der Bibel steht hier der Eigenname Gottes, den Gott dem Mose in der Wüste genannt hat, geschrieben mit den vier Hebräischen Buchstaben J, H, W und noch einmal H, das Tetragramm (also vier Buchstaben). Die Juden sprechen diesen Namen nicht aus und aus Respekt vor dem Glauben unserer jüdischen Geschwister möchte ich ihn auch nicht aussprechen. Wenn ein Jude aus der Bibel vorliest, sagt er statt des Gottesnamens Adonai, das das heißt der Herr. Oft sagen sie aber auch statt „der Herr“ „der Ewige“. Und ich muss sagen, mir gefällt „der Ewige“ besser. Denn das Wort „Herr“ weckt Assoziationen an weltliche Herren, und mit dem Machtgebaren eines Herrn Lukaschenko, eines Herrn Assad, eines Herrn Kim hat Gott keine Gemeinsamkeit. Gott ist der Ewige, der in Ewigkeit zu seiner Schöpfung steht, zu seinen Geschöpfen, zu dir und zu mir.

Das Glaubensbekenntnis, das Schma Jisrael, steht im Zentrum des jüdischen Glaubens. „Höre, Israel: Der Ewige ist dein Gott, der Ewige ist Einer. Und du sollst den Ewigen, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit all deiner Kraft.“

Mit seiner Antwort auf die Frage des Schriftgelehrten zeigt sich Jesus ganz als gläubiger Jude. Und das war er. Jesus hatte ja nicht vor, eine eigene Religion zu gründen, so wie Martin Luther nicht vorhatte, eine eigene Kirche zu gründen. Jesus wollte seinen jüdischen Mitmenschen helfen, den Glauben an den einen Gott konsequent und mit Hingabe zu leben.

Ja, Jesus war Jude durch und durch. Das mag manchen wie eine Binsenweisheit vorkommen, aber ich fürchte, man muss das heute wieder laut und deutlich sagen. Heute, wo in unserem Land gläubige Juden ihren Glauben verstecken, weil sie Angst haben müssen, deswegen angegriffen zu werden. Und ich muss sagen, ich finde es unerträglich, dass ausgerechnet in Deutschland der Antisemitismus seine hässliche Fratze wieder zeigen kann. Dass es Deutsche gibt, die meinen, etwas Besseres zu sein als ihre Mitmenschen jüdischen Glaubens, und, schlimmer noch, die meinen, „den Juden“ alle möglichen Verbrechen und Verschwörungen in die Schuhe schieben zu können. Wenn heute auf Demonstrationen in Deutschland von einer Weltverschwörung gefaselt werden kann und

jeder, der den Code deuten kann, weiß, dass damit die sogenannte jüdische Weltverschwörung gemeint ist – eine böse Legende aus der Mottenkiste der Nazis und anderer antisemitisch denkender Menschen –, wenn das heute in Deutschland öffentlich gesagt werden kann, dann ist das eine ganz große Katastrophe. Und wir als Christen dürfen uns an diesem Geschwätz in keiner Weise beteiligen, im Gegenteil. Wo wir etwas derartiges hören, müssen wir dagegenhalten, energisch und kompromisslos. Nicht nur wegen der Geschichte unseres eigenen Volkes, sondern auch deswegen, weil wir als Christen eine ganz besondere Nähe zu unseren Geschwistern jüdischen Glaubens haben.

Zurück zu unserem Text. Ein Schriftgelehrter tritt zu Jesus und befragt ihn. Er tut damit etwas, was unter jüdischen Rabbis üblich war und bis heute ist. Er stellt eine Frage und eröffnet einen Dialog.

Das ist bis heute die übliche Weise, in der jüdische Theologen um die Wahrheit ringen. Es gibt im Judentum ja kein Lehramt. Es gibt niemand, der sagt, was ein frommer Jude zu glauben hat – so wie es das bei den Evangelischen ja auch nicht gibt. Die jüdische Theologie lebt aus der Überzeugung, dass sich die Wahrheit im Dialog erschließt. Und dabei können auch unterschiedliche Meinungen oder unterschiedliche Akzentsetzungen nebeneinander bestehen bleiben. Es gibt keine jüdische Dogmatik, in der steht, „wie es ist“. Vielmehr heißt es: „Rabbi Schlomo sagt dies, Rabbi Eliezer sagt das...“

Darüber gibt es sogar einen Witz: „Zwei Nachbarn liegen im Streit, und sie wenden sich an ihren Rabbiner. Der hört den einen an und sagt, du hast recht. Dann hört er den anderen an und meint, du hast recht. Da kommt die Frau des Rabbiners herein und meint, die können ja nicht beide recht haben. Sagt der Rabbi: Da hast du recht.“

Das heißt nicht, dass es bei solchen Lehrgesprächen nur um harmlose Spielerei geht, um l'art pour l'art. Aber die Juden wissen, dass kein Mensch die ganze Wahrheit für sich beanspruchen kann. Und damit machen sie Ernst.

Der Schriftgelehrte will Jesus also nicht hereinlegen, wie das manchmal dargestellt wird. Er hat mitbekommen, dass dieser Jesus ganz besonders gewitzte Antworten parat hat, und möchte mit ihm eine beliebte Streitfrage unter Rabbinern erörtern.

Und Jesus antwortet, wie gesagt, gut jüdisch, indem er aus der Bibel zitiert. Unser sogenanntes Doppelgebot der Liebe – du sollst Gott lieben und deinen Nächsten wie dich selbst – stammt im Original also gar nicht von Jesus, es besteht aus zwei Bibelzitaten, und zwar aus dem 5. und aus dem 3. Buch Mose.

Der erste Teil ist das Glaubensbekenntnis der Juden. Er entspricht inhaltlich genau dem Ersten der Zehn Gebote: „Ich bin der Ewige, dein Gott, der dich aus dem Land Ägypten herausgeführt hat, aus dem Sklavenhaus. Du wirst neben mir keine anderen Götter haben.“ Das ist nur eine etwas andere Formulierung für den Satz: „Der Ewige, dein Gott, ist Einer.“

Es heißt aber auch: Gott, der ewige Gott Israels, hat sein Volk befreit. Er ist ein Gott der Freiheit, und so sind auch seine Gebote zu verstehen: Sie wollen diejenigen frei machen, die sich daran orientieren. Und das gilt selbstverständlich auch für dieses höchste Gebot: Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit all deiner Kraft. Dieses Gebot will uns nicht knechten oder uns eine Last aufbürden. Im Gegenteil.

Denn: was heißt das denn, Gott lieben? Heißt das: Den korrekten Gottesdienst feiern, Gott mit dem korrekten Namen ansprechen, der Welt entsagen, den ganzen Tag beten, am besten ins Kloster gehen, um nur ja nicht abgelenkt zu werden von der Liebe zu Gott?

Nun, es gibt Menschen, die gehen ins Kloster, und das ist auch in Ordnung, wenn das ihrem Glauben entspricht. Aber Jesus hat so nicht gelebt. Ja, er ist in den Tempel gegangen wie alle frommen Juden zu seiner Zeit. Aber er hat darin nicht die Erfüllung der Gottesliebe gesehen.

Jesus steht in einer Traditionslinie mit den sogenannten kultkritischen Propheten, und sein Gesprächspartner anscheinend auch. Denn der Schriftgelehrte antwortet Jesus, als der das Doppelgebot der Liebe zitiert hat: „Ja, Rabbi, du hast recht geredet! Er ist einer, und ist kein anderer außer ihm; und ihn lieben von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt und mit aller Kraft, und seinen Nächsten lieben wie sich selbst, das ist mehr als alle Brandopfer und Schlachtopfer.“

Man muss wissen, dass es zur Zeit Jesu zwei Hauptströmungen im jüdischen Glauben gab: die Tempelfrömmigkeit und das, was ich die rabbinische Spiritualität nennen würde, die eher in den Synagogen zu Hause war und auf den Marktplätzen. In diesen beiden Strömungen, die durchaus in Spannung zueinander standen, spiegelt sich der alte Konflikt des Volkes Israel: der Konflikt zwischen Priester und Prophet.

Die Priester, die waren für den Kult zuständig, für den Gottesdienst, und das hieß vor allem: für die Opfer im Tempel von Jerusalem. Brandopfer und Schlachtopfer, wie der Gesprächspartner Jesu sagt. Für diese Art der spirituellen Praxis war es wichtig, dass die Opfer auf die vorgeschriebene Weise dargebracht wurden, dass die Opfertiere makellos waren, die richtigen Gebete zur richtigen Zeit gesprochen wurden, und Jerusalem war der einzige wahre Ort für diese Art Gottesdienst.

Dem gegenüber steht die Spiritualität der Rabbinen, die draußen auf dem flachen Land lebten und sich in den Synagogen trafen, die es in jedem Dorf gab. Sie standen dem Tempelkult eher kritisch gegenüber, legten mehr Wert auf das gute Miteinander der Menschen. Mehr Wert auf einen Alltag, der Gottes Willen entspricht, als auf die richtigen Opfer. Darin folgen sie den Propheten Israels.

Unter den Propheten findet sich einiges an sehr herber Kritik am Tempelkult, und zwar deshalb, weil die Gefahr bestand, dass der Tempelgottesdienst und die Opfer als Ersatzhandlung missbraucht wurden. Es scheint zum Beispiel möglich gewesen zu sein, dass jemand den eigenen Eltern die finanzielle Altersversorgung entzog mit der Begründung, er habe die entsprechende Summe dem Tempel als Weihegabe gelobt – eine Praxis, die Jesus scharf kritisiert hat. Oder allgemein gesagt: Wenn es die Möglichkeit gibt, sich durch ein Opfer oder ein Ritual von Schuld zu befreien, besteht immer die Gefahr, diese Möglichkeit zu missbrauchen. Etwas karikiert: Ich kann machen, was ich will, am Versöhnungstag bringe ich das entsprechende Opfer und alles ist wieder gut.

Das hat mit Liebe zu Gott nichts zu tun. Zu einer derartigen Praxis sagt zum Beispiel der Prophet Amos:

„Ich hasse und verachte eure Feste und mag eure Versammlungen nicht riechen, und an euren Speisopfern habe ich kein Gefallen, und euer fettes Schlachtopfer sehe ich nicht an. Tu weg von mir das Geplärr deiner Lieder; denn ich mag dein Harfenspiel nicht hören!“ Das hat den Tempelsängern wahrscheinlich nicht gefallen, dass ihre Lieder als „Geplärr“

bezeichnet wurden, und den Priestern dürfte es nicht gepasst haben, dass Amos die Opfer so in Bausch und Bogen abtut. Aber Amos hat auch eine Alternative: „Es ströme aber das Recht wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach“, fährt er fort. Darum geht es. Die Tempelgottesdienste sind nicht an sich schlecht, sie dürfen nur nicht zum Ersatz werden für Recht und Gerechtigkeit.

In genau diese Tradition stellt sich Jesus später, wenn er den Tempel „reinigt“, wie man so schön sagt. Er hat sich nicht über den Trubel der Devotionalienhändler aufgeregt, und er war auch nicht entsetzt und jähzornig wegen des Lärms. Der Lärm der Händler und Wechsler hat den Tempel nicht entheiligt, er gehörte zum Tempelkult dazu. Als Jesus sich seine Geißel aus Stricken machte, die Tische der Geldwechsler umstieß und die Opfertiere freiließ, war das eine wohl kalkulierte prophetische Zeichenhandlung, und die Priester haben diese Handlung sehr wohl verstanden – zumal Jesus während dieser Aktion einen anderen Propheten zitierte, nämlich Hosea: „Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer!“

Gott lieben, das heißt also etwas ganz anderes. Wir sollen Gott lieben, *indem* wir unsere Mitmenschen lieben. Die Liebe zu Gott und die Liebe zu den Mitmenschen, das sind nicht zwei Paar Stiefel, sie gehören untrennbar zusammen, gewissermaßen wie die zwei Seiten einer Medaille. Der 1. Johannesbrief fasst es ein paar Jahrzehnte später so zusammen: „Wenn jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasst seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, der kann nicht Gott lieben, den er nicht sieht.“

Das ist der Kern des Glaubens, das ist das höchste Gebot. Die Liebe zu Gott drückt sich in der Nächstenliebe aus. Jesus lehrte keine Entsagungsreligion und keine Erlösungsreligion, er lehrte eine Religion der Liebe. Und das entspricht ganz seinen jüdischen Wurzeln. Er hat das nicht erfunden. Er hat es allerdings radikalisiert, er hat die Liebe entgrenzt.

Die hebräische Bibel sagt: Gott liebt uns Menschen zuerst. Er hat sein Volk aus dem Sklavenhaus geführt. Er hat denen, die Fremdlinge waren, eine Heimat gegeben. Deswegen, weil sie es selbst erfahren haben, sollen sie andere befreien und nicht unterdrücken. Deswegen sollen sie Fremdlinge aufnehmen und gut behandeln. Und so sollen auch wir handeln, statt vermeintlich patriotisch unser sogenannt christliches Abendland gegen die angebliche Islamisierung abzuschotten.

„Lasst uns lieben, denn er hat uns zuerst geliebt“, so lesen wir ebenfalls im 1. Johannesbrief. „Lasst uns lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.“ Mehr braucht es nicht.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus, dem Christus, dem großen Liebenden. Amen.